

Lass Dir Zeit

Gruß der Philosophen – Wittgenstein 1949

Bericht über Studienerfahrungen in Berlin, Wintersemester 2009/2010

Ankommen in der Hauptstadt Berlin, in der sich gerade die neue Regierung bildet, Bischof Huber in den Ruhestand geht und Nofretete ihren Platz im Neuen Museum bezieht. Die Fassade der Theologischen Fakultät ähnelt einem Jugendstilkaufhaus. Ihre großen Fensterflächen bieten einen herrlichen Panoramablick auf die Museumsinsel, den Berliner Dom und die Spree. Vorübergehende Menschen, von denen es an so exponiertem Ort viele gibt, beobachten uns beim Denken und wir flechten sie in unsere Gedanken ein. Theologie im öffentlichen Raum zu betreiben erhält eine neue Facette. Mir fällt auf, dass die meisten, die kurz stehenbleiben, mit einem befreiten Lächeln weitergehen, so als dächten sie: „Gut, dass ich das nicht mehr muss!“ Warum ist das so? Warum drücken sie sich nicht die Nasen am Fenster platt und staunen über die Denker_innen, die dort sitzen? Ist Denken lächerlich (geworden)? Ist es zu gefährlich, wie für Sokrates oder subversiv, wie für Hannah Arendt? Ich staune, denn mir bereitet die Aussicht, denken zu können und an dem Gedachten anderer teilhaben zu können, große Freude.

Da ich die Studienphase nutzen möchte, um mich aus festen Strukturen zu lösen, weiß ich anfangs noch nicht, wo und wie ich wohnen werde. Am liebsten wäre mir ein Hotel, aber diese Wohnform übersteigt meine finanziellen Möglichkeiten. Als ich im Tagesspiegel lese, dass das Hotel Bleibtreu kostenlos Zimmer an Literat_innen vergibt, bin ich neidisch. Genau das will ich, alltagsbefreit im Hotel leben. Aber für Dorfpastorinnen im Studium finde ich keine solche Möglichkeit. Also vagabundiere ich, wohne mal hier, mal da, mag es, mich zu orientieren oder zu verlaufen und immer Neues zu entdecken. Merke bald, dass das in der kalten Jahreszeit nicht einfach ist, da die „Draußenzeiten“ begrenzt sind. Berlin ist grau und nass. Merke auch, wie anstrengend es ist, immer wieder überlegen zu müssen, wo sich der Lichtschalter befindet oder wie das Türschloss funktioniert. Und merke auch, dass es gut ist, eine Heimat zu haben, zu der ich zurückkehren kann. Als Seelenofen, wenn ich erschöpft fröstele und mich unglücklich fühle. Wie stehen das bloß all diejenigen Menschen durch, die ihre Heimat für immer verlassen (müssen)?

St. Barbara, die ihrem Namen nach heilige Fremde, habe ich zurückgelassen, um in der Fremde zu sein. Manchmal werde ich mir sogar selbst fremd. Ich spüre, dass mir der Gedankenaustausch fehlt. Ein Du, mit dem ich reden kann, das mich bestätigt oder korrigiert. Ich wusste gar nicht, wie sehr ich auf ein Du angewiesen bin. Im Leben und beim Denken.

Ich bin viel für mich. Ich nehme viel wahr. Ich werde durchlässig und dünnhäutig. Ich werde häufig angesprochen: „Entschuldigen Sie, wissen Sie wo ist? Manchmal kann ich den Weg weisen. „Entschuldigen Sie, hätten Sie vielleicht etwas Geld?“ Anfangs gebe ich immer etwas, aber das wird mir irgendwann zu viel. Und ganz gleich, ob ich etwas gebe oder nicht, ich fühle mich nie gut. Die hohe Schule der Barmherzigkeit ist gefragt – ich beherrsche nicht alle Lektionen. Als ich dem Erzengel Michael (!) begegne, der in der Unterführung vor mir liegt und sich nicht aufhelfen lässt (das kann ich noch allein!), verordne ich mir eine Pause.

In den ersten zwei Wochen höre ich ständig mein Diensttelefon klingeln und greife intuitiv zum Hörer. Aber da ist kein Hörer! Irgendwann klingeln in mir nur noch die Geräusche, die meine Nackenverspannungen verursachen. Das innere Diensttelefon gibt auf.

Das Semester beginnt mit einem Gottesdienst. Fremd und vertraut zugleich. Wie schön die Orgel klingt, wie schön die Glocken in der Großstadt läuten! Viele sind in die Marienkirche am Alex gekommen. Sie wird noch renoviert, einige Bereiche sind mit Bauplänen abgehängt. Der Prediger, Herr Prof. Dr. Schröter, äußert, dass in dieser Stadt nur 1/3 der Menschen christlich geprägt seien. Seine Worte klingen nach Bedauern und Mahnung. Ich aber denke, dass das in einer 3 ½ Millionen Stadt über eine Million Menschen sind. Richtig viele also!

Außerdem startet das Wintersemester mit zahlreichen Veranstaltungen zum 200jährigen Bestehen der Humboldtuniversität. Im Foyer des Hauptgebäudes werde ich mit Sekt in Empfang genommen, weil ich in eine Ausstellungseröffnung gerate. Eine nette Geste. An der Wand lese ich Karl-Marx: *Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu verändern.* Die Künstlerin Ceal Floyers kommentiert an den Stufen, die zur Inschrift führen: *Vorsicht Stufe!* Im Hauptgebäude werde ich zu Sonderveranstaltungen im Senatssaal sein und wenn das GenderKompetenzZentrum zu Vorlesungen lädt. Ich lerne, wie schwer es ist, Begriffe zu finden und kraule mich mühsam durch ein Meer aus diversity, Intersektionalität, queer-Denken, Postkolonialismus und Gender. Ich lerne, dass es darum geht, durch veränderte Diskurse die Welt zu verändern. Ich lerne, dass Wissen wandert und neues Denken generiert werden kann. In den Nischen der Humboldtuniversität riecht es noch nach DDR.

Wenn viele Unterschiedliches denken, wird viel gedacht – mehr, als wenn alle einer Meinung sind.

Die Vorlesungen und Seminare beginnen und ich sammle Unterschriften für meinen Gasthörer_innenausweis, der wichtig aussieht, aber keinerlei Vergünstigungen beinhaltet. Herr Prof. Dr. Marksches teilt als Kirchengeschichtler seine Gedanken über Monastische Theologie und die Heilige Birgitta mit mir, was mich dazu veranlasst, lateinische Texte zu lesen. Eine Bußübung! Frau Prof. Dr. Auga, die die Juniorprofessur für Theologie und Geschlechterstudien innehat, vermittelt Einblicke in die Hermeneutik der Befreiungstheologien: Postkoloniale Theologien, geschlechterbewusste Theologien, Biotheologien als öffentliche Theologien. Die Guardini-Professur für Religionsphilosophie und Katholische Weltanschauung wird in Person von Herrn Prof. Dr. Greisch vertreten, der mit wunderschönem, französischem Akzent über die Lehre vom inneren Wort in der Antike, von Platon bis Augustinus spricht. Mir fällt auf, dass es vergleichsweise wenig Studierende sind und darunter tummeln sich viele Grauschöpfe, unter denen ich noch relativ jung bin. Natürlich werde ich gesiezt – aber neulich traute sich eine Nachbarin im Hörsaal mich zu duzen. Alles funktioniert mit Beamer und Kopien, was gut ist, denn zu Beginn des Semesters sind alle Beamer kaputt. Die Kopierer in der Bibliothek übrigens auch. Manches ist noch wie damals. Auch der Streik, der bald ausgerufen wird. Aber was ist das für ein Streik, in dem einige streiken, der Seminarbetrieb aber weitergeht? Neulich las ich von einem Streik in irgendeinem Betrieb nach Feierabend. So kommt mir dieser auch vor. Nur die mit Parolen beschriebenen Bettlaken, die am Zaun der Humboldtuniversität hängen, lassen mich den Streik bemerken. Und die Presse - bis in die Tagesschau hinein - die bundesweit darüber

berichtet. Immerhin bewirkt der Streik offenbar etwas – die Bachelorstudiengänge werden verlängert. Werden sich die streikenden Studierenden auch verändern? Ich glaube schon, aber die treffe ich nun nicht mehr. Wie passen sich eigentlich die kirchlichen Prüfungsämter an die veränderten Studienbedingungen an? Der internationale Abschluss in der Theologie heißt verheißungsvoll Master of Divinity. Aber damit kann niemand Pfarrer_in werden. Wie schade!

Im Eingangsbereich der Fakultät werde ich von einem Schleiermacherzitat („Ohne den geht es in Berlin nicht“, sagt ein mithörender Kollege) begrüßt: *Soll der Knoten der Geschichte so auseinander gehen; das Christentum mit der Barbarei, und die Wissenschaft mit dem Unglauben? Was wollen mir diese Worte sagen?*

Die Räume der Fakultät sind vergleichsweise chic. Die Bibliothek ist es auch. Und anstelle der sauertöpfischen, gestrengen Hüterin der Bücher aus meinen Studententagen sitzt dort nun ein freundlicher junger Mann, der niemanden kontrolliert. Offenbar klauen die Theolog_innen nicht mehr so viele Bücher wie früher, oder es ist gleichgültig geworden.

Während der Vorlesungen ist ständig das Geklapper der Laptops hörbar. Daran muss ich mich gewöhnen! Und an die omnipräsenten Wasserflaschen auch und daran, dass wir gefragt werden, wer wir sind und was wir von einer Vorlesung erwarten! Heute sind die Studierenden offenbar wichtiger als zu meiner Zeit. Mich hat nie jemand gefragt, was ich mir von einer Vorlesung erwarte, wenn ich überhaupt einen Platz gefunden habe. Auf diese Weise erfahre ich, dass mensch Gender, Kultur, Theologie und Politik auf Master studieren kann. Was wird mensch damit? Minister_in? Es kommt mir oft so vor, dass der studierbare Fächerkanon nicht mit einem Berufsfeld einhergeht. Vielleicht ist das nur bei den Geisteswissenschaften so? Und was sagt mir das über die Bedeutung der Geisteswissenschaften in einer Gesellschaft, die sich auf Wissen sehr viel einbildet? Wissenschaft und Denken sind durchaus zweierlei, lerne ich.

Try again, fail again, fail better – Irrtumsmethode aus dem Graduiertenkolleg der Genderstudies.

Kirche in der Großstadt verwirrt mich. Kirchen sehen wie Kirchen aus, aber nicht immer sind es welche. Manche sind Museen, manche sind geschlossen, manche verlangen Eintritt. Überall läuten Kirchenglocken. Selbst im türkischen Wedding, wo ich mittlerweile wohne, kann ich die katholischen Kollegen zur Messe rufen hören. Die evangelischen Glocken kommen mit dem Schwefelgeruch der Ostzüge, die Berlin zwischen Wedding und Prenzlauer Berg durchqueren, herübergeweht, wenn der Wind entsprechend steht. Viele Kirchen sind Baustellen und haben Quartiere gebildet (Auf dem Zettel an der Kirchtür lese ich: Der Gottesdienst am kommenden Sonntag findet Daundda statt. Aber wo ist Daundda?). Die Gemeinden sind unglaublich beansprucht, die Not der Menschen zu lindern. Die Liste der sozial-diakonischen Angebote in den Schaukästen ist beachtlich lang und vielfältig. Wirtschaftskrise und Armut sind in der Stadt viel offener als auf dem Dorf. Als sich Kirche medial dabei hervortut, die Sonntagsruhe zu retten – zum Wohl aller Menschen, ganz gleich welcher Konfession und Religion! - berichtet die Tagespresse kritisch. Denn der Bundesgerichtshof in Karlsruhe hat nun bestimmt, dass die Adventssonntage ab nächstem Jahr wieder shoppingfrei sein sollen. Der Berliner Bürgermeister Klaus Wowereit echauffiert sich öffentlich über das Urteil. Und eine alte Dame, Kundin im feinen Schokoladengeschäft in Spandau, urteilt am Mittwochnachmittag: „Wat dat mit dem Sonntach soll. Ick finde det blöd. Die Kirchen

kriegen ihre Gottesdienste so doch och nich voll!“ Die Mithörenden nicken zustimmend und finden es selbstverständlich, dass es nur darum gehe, die Kirchen zu füllen. Ruhephasen für alle bilden keinen gesellschaftlichen Wert. Die Grünen und die Gewerkschaften sind auf Seiten der Kirchen, aber für wen stehen sie? Wie lässt sich für alle sprechen? Wie merken Menschen, dass Ruhe allen gut tut?

Meine Schritte werden schneller. Wie selbstverständlich gehe ich los, wenn die Ampel noch rot zeigt. Wie alle anderen auch. Ich gebe nicht mehr immer etwas, wenn ich um Geld gebeten werde. Es sind einfach zu viele. Gehört Nein-sagen zur Barmherzigkeitslektion?

Oft sind die Menschen in der Großstadt aggressiv, aber manchmal auch unverhofft sanft. Wie der Blick des Mannes im Transporter, der mich im Schneeregen freundlich über die Straße winkt. Oder der junge Mann „mit Migrationshintergrund“, der seinen Platz in der U-Bahn freundlich einer älteren Dame überlässt, während zwei Jungs „ohne offensichtlichen Migrationshintergrund“ sitzenbleiben. (Werden wir dafür je eine Sprache finden?)

Ein junger Mann liest am Sonntagmorgen in der U-Bahn Sartre. Ja! Überhaupt wird relativ viel gelesen, öffentlich gelesen. Und manche Bücher werden auf Reisen geschickt, bleiben in den Bänken liegen. Für andere zum Weiterlesen.

Schnee fällt. Wie schön und still Berlin sein kann. Weihnachten steht vor der Tür.

Weihnachten ist ein säkulares Fest geworden. Es gehört allen.

Konfessionsunabhängig. Das zeigt sich an vielen Stellen: Im japanischen Kinofilm, in dem es um shintoistische Bestattungsrituale geht, während die Weihnachtsente lustvoll verspeist wird; beim chinesischen Würstelverkäufer, der mir auf einem der vielen Weihnachtsmärkte eine Currywurst verkauft; auf dem Weihnachtsmarkt am Alex, wo Tschaikowsky und Elvis parallel gespielt werden, während ich mit dem Riesenrad fahre; im ECE-Center am Gesundbrunnen, in dem türkische Familien riesige Einkaufswagen voller Geschenke durch die mit Kunsttannenbäumen verzierten Gänge schieben. Weihnachten gehört allen. Ob es an der großen Sehnsucht liegt, die gefeiert wird: Nun soll es werden Frieden auf Erden? Mir macht das Hoffnung. Die Sehnsucht lebt, die christliche Sehnsucht lebt mit allen!

Denn es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen. Titus 2,11.

Kurz vor dem Fest gerate ich in das Christmas-Carols-Singen der britischen Botschaftsangehörigen in der Marienkirche. Fremde Weihnachtsrituale in der Fremde. Die Orgel erklingt, die Embassy Singers erheben ihre Stimmen, wir können mitsingen. Die Melodie ist vertraut, Greensleeves. Mir rinnen plötzlich Tränen über das Gesicht. Und ich kann in der Bank sitzen und weinen und singen und hören und für mich sein. Niemand stört mich, nur manchmal streift mich vorsichtig ein Blick. Selten war Kirche so wohltuend.

Weihnachten zu Hause zieht mich mit starker Hand zurück. Ich arbeite, wie immer. Freue mich, dass alle ohne mich so gut klarkommen. Freue mich auch, dass sich welche freuen, mich zu sehen. Die Menschen, die nur Weihnachten kommen, merken gar nicht, dass ich weg war und bin. Das Raussein zu unterbrechen, ist sehr anstrengend. Kurz vor Weihnachten treffe ich bei der Amtseinführung einer Kollegin jemanden mit Sabbatical-Erfahrung. Er beschreibt, dass die Anfangsstimmung euphorisch ist, dann „geht die Kurve runter“, und erst zum Schluss, „wenn das Licht

am Ende des Tunnels“ erkennbar wird, dann kommt Klarheit. Ich habe mit dem Weihnachtsdienst die Runterkurve unterbrochen. Anfang Januar bekomme ich das hautnah zu spüren, als ich in Berlin eine Erkältung bekomme, mich elend fühle und kaum rühren kann. Kein Licht am Ende des Tunnels. Noch nicht.

Langsam erhole ich mich. Jetzt fahre ich schon zum Erholen in die Großstadt! „Was machst Du da eigentlich?“ Diese Frage höre ich oft. Manche glauben, ich schreibe eine Doktorarbeit, andere vermuten „was mit Politik“ (Berlin, Hauptstadt!), die meisten erwarten, dass ich alle Museen, Opernhäuser und Theater besuche. Ich tue mich schwer damit zu erklären, was ich in einem Studien, das ich schon einmal erfolgreich abgeschlossen habe, mache. Glücklicherweise wollen die meisten nur die Frage stellen, ohne die Antwort zu hören. Ich lebe. Ich lerne. Ich denke. Habe bewusst Bindungen, Kommunikationsmuster und Räume verlassen. Ich nenne es mein Berlinskloster. Weil ich viel mit mir allein bin. Seltsamerweise funktioniert das Telefonnetz in meiner Wohnung selten oder nie. Es wird die ganze Zeit so bleiben. Das mag an dem lausigen Telefonanbieter liegen (niemals Versatel!), oder an meiner gesteigerten Achtsamkeit. Hotlines kommunizieren nicht. Nur mit Mühe erfahre ich den Namen der Menschen, mit denen ich spreche oder die als Techniker in meine Privatsphäre eindringen, und wenn ich nach dem Namen frage, wird mein Gegenüber ganz unsicher, als würde ich ihr/ihm zu nahe treten. Mit Hotlines kommunizieren zu müssen, wenn das Telefon nicht funktioniert, ist paradox. Immer wieder muss ich in den Versatelladen gehen. Immer wieder von vorn alles erklären, kein Weg lässt sich zurückverfolgen, immer wieder ist es das erste Mal und ich bekomme zu hören, mein längst schon ausgewechseltes Telefon müsse der Grund für die Störung sein. Schließlich grüßt mich Herr Kammer in seinem Versatelladen nur noch durch zusammengebissene Zähne. Meinen Namen will er nicht wissen. Die Hotline nimmt seine Fehlermeldungen nicht mehr auf. Wir haben fertig! – Was ich Kloster genannt habe, wird unversehens zum Kloster. Zur Abgeschlossenheit. Ach Gott.....

Das Imaginäre strebt danach, wirklich zu werden. Barbaras! Salon, die Kraft des Imaginären, ein surrealistischer Abend im Ballhaus Ost.

An der Uni wird manches Routine. Die Gesichter, die Art der Dozent_innen, die Veranstaltungsorte. Gespräche ergeben sich, z.B. mit Stefanie Knorr, die in der Beratung für politisch Verfolgte der SED-Diktatur arbeitet und nebenher Religionswissenschaften studiert. Berlin feierte 20 Jahre Mauerfall und ist immer noch eine geteilte Stadt, in der mühsam um Worte für das Schmerzhafte gerungen wird. Das Schöne höre ich aus 3jährigem Kindermund in der U-Bahn: „Und als Deutschland nicht mehr zwei Deutschland war, haben alle zusammen auf der Mauer gegessen.“ Mir ist, als sollten wir öfter zusammen auf der Mauer sitzen! Die Berlinbrandenburgerniederschlesischoberlausitzer Pfarrer_innen können alle sechs Jahre ein Studiensemester belegen. Außerdem wird mit dem mittlerweile eingeführten Bischof Droege überlegt, Universität und Pfarramt besser zu vernetzen, indem z.B. ein Kolloquium für wissenschaftlich interessierte Pfarrer_innen geschaffen werden soll, die ein Feld bearbeiten möchten, ohne dass daraus zwangsläufig eine Dissertation erwachsen muss. Das klingt spannend. Prof. Dr. Ulrike Auga fragt mich, ob sie unsere Asse-Andachten in einem Buch über Bio-Theologien veröffentlichen kann. Es gibt also Möglichkeiten, die Basisarbeit wissenschaftlich einzutragen. Hoffentlich werde ich Zeit finden, daran weiterzudenken.

Das Wehende aber höre, die ununterbrochene Nachricht, die aus Stille sich bildet. Rilke

Berlin versinkt im Schnee. Ende Januar stehe ich mitten auf dem zugefrorenen Wannensee. Die vereisten Gehwege machen Erkundungstouren mühseliger. Ich lese viel. Entdecke Martha C. Nussbaum und die Fragility of goodness, Hannah Arendt und das Denken ohne Geländer. Bei ihr lese ich einen bemerkenswerten Traum: Tschuang Tsu träumte einmal, er sei ein Schmetterling, der, glücklich mit sich selbst, umherflatterte und tat, was ihm gefiel. Er wusste nicht, dass er Tschuang Tsu war. Auf einmal wachte er auf, und nun war er unverkennbar der Tschuang Tsu aus Fleisch und Blut. Aber er wusste nicht, ob er Tschuang Tsu sei, der geträumt hatte, er sei ein Schmetterling, oder ob er ein Schmetterling sei, der träumte, er sei Tschuang Tsu. Aber zwischen Tschuang Tsu und einem Schmetterling muss es doch irgendeinen Unterschied geben!

Alltagsbefreit kann ich es mir erlauben, solchen Träumen und Gedanken Freiraum in mir zu gewähren. Denken – auch in aller Freiheit - strengt an. Manchmal verlaufe ich mich in meinen Gedanken. Mir wird schwindelig. Ein Trost von Hannah Arendt: Das denkende Ich ist alterslos. Plötzlich gefallen mir die weißen Strähnen in meinem Haar sehr.

Die ihr den Herrn liebet, hasset das Arge. Ps 97,10 – letzter Sonntag n. Epiphania

In der Vorlesung von Prof. Dr. Jean Greisch lerne ich eine gute Unterscheidung: Dialektik funktioniert nur unter Freunden, alles andere ist Eristik – Kriegskunst, reine Rechthaberei, um andere zu überwältigen. Eristik zerstört, Dialektik, Diskurs bringt weiter. Damit korrespondiert ein Gedicht aus dem anderen Advent, das ich mir aufgehoben habe. Es stammt von Jehuda Amichai:

*An dem Ort, an dem wir recht haben, werden niemals Blumen wachsen im Frühjahr.
Der Ort, an dem wir recht haben, ist zertrampelt und hart wie ein Hof.
Zweifel und Liebe aber lockern die Welt auf wie ein Maulwurf, wie ein Pflug.
Und ein Flüstern wird hörbar an dem Ort, wo das Haus stand, das zerstört wurde.*

Immer wieder begegne ich der Dichtkunst. In der Befreiungstheologie, die als Liberation Christianity offensichtlich in eine neue Runde geht, in der Lehre vom inneren Wort (intimeor intimo me – Du bist mir innerlicher als ich mir selbst, Augustinus über Gott), in den Visionen Birgittas und in der monastischen Theologie, im Gebet, in Psalmenauslegungen.

Theologein heißt dem Grunde nach Hymnen schreiben.

Mir ist, als würden wieder Hymnen gebraucht.

Die Tage werden länger, auch wenn noch Minusgrade herrschen. Die Vögel zwitschern morgens vorsichtig vom Frühling. Bevor das Tauwetter einsetzt, geht das Semester zu Ende. Ich nehme Abschied. In der letzten Vorlesung bei Prof. Dr. Marksches spendiert mir der freundliche Apotheker, der seinen Ruhestandsalltag mit Marathonlauf und Vorlesungen erfüllt, einen würdigen Automatencappuccino. Im Semesterabschlussgottesdienst predigt Herr Prof. Dr. Feldkeller, der Dekan der Fakultät, über Markus 8 und die schroffe Abfuhr, die Jesus Petrus erteilt, indem er sagt: *Du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.* Er tröstet uns, indem er auslegt, dass die Gottesnähe manchmal ins Dunkel führt – entgegen aller Erwartung, dass bei Gott das Licht ist. Was heißt das für mein Licht am Ende des

Tunnels meines Studienseesters? Ich fühle mich gedanken-voll und freue mich auf meine Familie und auf meine Gemeinde. Ich spüre deutlich, dass ich einen Weg gegangen bin und noch gehe. Ich kann noch nicht sagen, wohin er mich führt. Manchmal war mir hell, manchmal war mir dunkel. Im Rückblick wird sich zeigen, welche Zeiten die der Gottesnähe waren. Zum Abschied erhob sich ein riesiger Vogelschwarm über Dom, Museumsinsel und Spree. Im Sommer muss ich wiederkommen und schauen, wie das alles bei Licht und in Farbe aussieht. Ich habe es genossen, Geschichten wahrnehmen zu können, die im Alltag erzählt werden:

Eine Frau steigt in die Ringbahn ein. Sie setzt sich, zückt ihr Handy. „Du, der Computer hat gestern den Fahrplan nicht vollständig ausgedruckt. Kannst Du mal ins Internet gehen und mir sagen, wo ich umsteigen muss?“ Direkt über ihr hängt der Plan vom S-Bahnnetz. Wie selbstverständlich nehmen wir schier unendliche Wege in Kauf, gehen über Satteliten, durch Erdkabel und verursachen dabei unzählige, unsichtbare elektromagnetische Wellen, um an Informationen zu kommen, die viel einfacher zu haben wären. Wahnsinn! Das Naheliegende fällt uns nicht mehr ein oder auf. Dadurch wird das Leben sehr kompliziert und anstrengend. Und wir machen uns sehr abhängig von den weiten Wegen. Was kann darauf nicht alles verlorengehen. Wie kommen wir dahin, das Naheliegende zu tun? Es überhaupt wahrzunehmen? In einer Welt, die sich im Kleinen unendlich entgrenzt und damit professionalisiert hat? Das Naheliegende zu tun heißt doch auch, das Gebotene zu tun. Und damit hat Kirche Erfahrung. Schließlich leben wir damit, Gottes Gebote zu halten, Gebotenes zu tun. Wie können wir diese Erfahrung, dieses Wissen erhalten und gesellschaftlich zur Verfügung stellen?

Wenn ich Geld in der Tasche habe, gebe ich etwas. Wenn ich aus dem Haus gehe, Sorge ich dafür, dass Geld in meiner Manteltasche ist. Manchmal greife ich dennoch zum Portemonnaie. Manchmal sage ich nein. Habe ich meine Barmherzigkeitslektion gelernt?

In der Berliner Mundart überlebt das Plusquamperfekt. In diesem Sinne:

Det war et jewesen.

Jut war et jewesen.

Kirstin Müller, im Februar 2010